

CHRISTIAN HOLL

Heimat für alle

Wie der Begriff der Heimat aktuell benutzt wird, ist beklemmend und beunruhigend. Eingeschränkt und zurechtgestutzt, wird er zu einem Instrument des Ausschlusses – das lässt sich auch in der Architektur ablesen. Dabei könnte Heimat auch anders verstanden werden.

Im Februar 2018 erschien im Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung* ein aufschlussreicher Beitrag. Unter dem Titel »Nähe ist ein ferner Ort« diagnostizierte Lothar Müller, dass die sozialutopische Dimension des Heimatbegriffs verwaist sei. Dies habe im 18. Jahrhundert mit dem Zerfall der alten Ordnung begonnen. »Mit der Verlagerung in die Innenwelt wurde die Heimat zu einem Ort der fortwährenden emotionalen Bewirtschaftung«, heißt es da. Müller zeigt, wie der symbolische Ort für die sozialutopische Dimension des Heimatbegriffs für Christen – das Himmelreich – weder vom Nationalstaat noch später im Sozialismus von der DDR überzeugend adäquat besetzt werden konnte. Der Nationalstaat habe mit zu vielen Auswüchsen und Feinderklärungen gearbeitet: Heimat im Nahbereich sei ebenso außenor geblieben wie er Kommunisten, Sozialdemokraten und deutsche Katholiken ausgeschlossen habe; die DDR wiederum habe auf eine Rückbindung an kollektive, mit dem Territorium verknüpfte Erinnerungen verzichtet. Müller führt dafür die Verwaltungsreform von 1952 an, in der die alten Ländernamen getilgt worden waren. (Müller 2018)

Unter den Folgen dieser Versäumnisse leiden wir bis heute. Wir leiden bis heute darunter, dass es nicht gelungen ist, im Heimatbegriff eine integrative Komplexität abzubilden, die ohne Diffamierungen und Exklusionen auskommt. Ob dies überhaupt möglich ist oder nicht, sei dahingestellt – konstatiert werden muss vorerst, dass der Versuch dazu gar nicht erst gemacht wurde – und eben auch in der Gegenwart nicht gemacht wird. Einige armselige Leitkulturdebatten – etwa durch den damaligen Innenminister Thomas de Maizière (de Maizière 2017) – einige zaghafte Versuche später, das eigentlich Selbstverständliche zu verteidigen, nämlich, dass Menschen muslimischen Glaubens genauso Teil unserer Gesellschaft

sind wie alle anderen auch, mit neu eingerichteten Heimatressorts in Bundes- und Länderregierungen vor der Brust und einem auf dem Rücken von Asylant*innen ausgetragenen Streit um Wählerstimmen im Kreuz ist die Hoffnung auf ein Bemühen um einen integrierenden Heimatbegriff im Nirwana des Aussichtslosen verschwunden.

Architektur braucht den offenen Diskurs

Ob Architektur – nach Ernst Bloch ja immerhin nichts weniger als der Produktionsversuch menschlicher Heimat (Bloch 1985: 871) – einen Weg aus der verfahrenen Situation weisen kann, muss fraglich bleiben. Nicht, weil sie grundsätzlich nicht die Kraft dazu hätte, sondern weil sie darin (einmal mehr) überfordert werden müsste, solange sie nicht in den Kontext eines gesellschaftlichen Selbstverständnisses, eines aufgeschlossenen und differenzierten Diskurses eingebettet ist, der Integration zum Ziel hat, der weder Migrant*innen und Menschen mit Migrationshintergrund gegen Langeingesessene, weder Land- gegen Stadtbewohner*innen, weder die eine Religion gegen die andere, noch die eine sexuelle Neigung gegen die andere ausspielen will. Davon kann derzeit keine Rede sein.

Wie unter einem Brennglas zeigt sich die Problematik anhand der im Herbst 2018 eröffneten sogenannten »Neuen Altstadt« in Frankfurt – einem über einer Tiefgarage errichteten Ensemble von 35 Häusern, davon 15 rekonstruiert, dessen Figur an den alten Stadtgrundriss vor der Kriegszerstörung angelehnt ist. Dass es hier nicht um Stadt, um den Prozess einer stückweisen Produktion geht, in der sich in Aushandlungsprozessen und Korrekturen eine Entwicklung vollziehen kann, ist nicht so nebensächlich, wie es scheint. Diese »Stadt« wirkt wie ein Rendering, denn sie ist nicht Stadt, sondern ein Bild von ihr. Als Bild wird sie als Repräsentation dessen verstanden, was die Stadt ausmachen soll. Die Geschichte freilich zeigt, dass lange vor der Zerstörung im Krieg auf dem Areal der Neuen Altstadt fleißig abgerissen und umgebaut wurde. Die Altstadt, wie sie sich heute zeigt, ist also nicht Geschichte und nicht Ausdruck von Geschichte, sondern Ausdruck der Idee, dass sich aus der Vergangenheit ein idealer Zustand gewinnen lässt, den es nur freizulegen gilt. Dieser idealisierte geschichtliche Zustand ist normativ: als Bild dessen, was die Stadt sein soll. Das heißt aber eben auch, dass die Altstadt nur der mühselig kaschierte Ausdruck der Weigerung ist, Veränderung zur Kenntnis zu nehmen. Und zwar nicht, obwohl sie nicht lediglich aus Rekonstruktionen besteht, sondern gerade weil sie auch eine zeitgenössische Architektursprache inkorporiert. Denn erst dadurch wird das Narrativ der zeitlosen Gültigkeit eines aus der Geschichte geronnenen Zustands überzeugend: die vermeintliche Wiederherstellung eines ursprünglichen Zustands, die Heilung einer Wunde, die die vermeintlich immer gültige Wahrheit restauriert. Dass damit der Ausschluss von Teilen der Bevölkerung, die neu oder »erst« seit Jahrzehnten Teil in unserer Gesellschaft sind, billigend in Kauf genommen wird, und sich dieser Ausschluss als quasi-natürlicher Zustand darstellt, macht dieses Ensemble ideologisch so leicht



Der konsumorientierte suburbane Lebensstil wurde so lange gefördert, bis er zum Problem wurde.
Foto: Christian Holl

instrumentalisierbar. Postuliert wird ein idealer und unveränderlicher Endzustand, der näherungsweise erreicht werden kann und über den nicht verhandelt werden muss. Die Beteiligung von Sozialdemokraten an der Entstehung macht es nicht besser, sondern umso bedrückender, fehlt doch das Korrektiv einer alternativen Vorstellung von Heimat, das dem entgegengesetzt werden müsste.¹

Die zweite Seite der Medaille

Entwicklungen wie diese werden aber falsch eingeschätzt, wenn sie als ein Gegenmodell zu dem verstanden werden, was an den Stadträndern und in den neuen Quartieren geschieht. Dort ist die Realität von der Renditeerwartung der Immobilienwirtschaft geprägt, aber auch von dem Wunsch, genau den konsumorientierten Lebensstil verwirklichen zu können, der über Jahrzehnte so intensiv gefördert wurde: mit Eigenheim und Automobil. Auch hier geht es nicht darum zu fragen, unter welchen Umständen dieses Lebensmodell seine Berechtigung hat, ob es Potenzial hat, zeitgemäße Wohnansprüche gerade in ihrer Widersprüchlichkeit zwischen Wunsch nach Naturnähe und sozialer Gemeinschaft aufzunehmen, so wenig wie es in der Neuen Altstadt um die Frage gehen kann, ob Rekonstruktion nicht auch legitim ist.

¹ Gegen diese Vorstellung des unveränderlichen Zustands, auf den mit der Vokabel der Identität rekurriert wird, argumentiert auch François Jullien: »Man muss sich von der bequemen, aber zugleich hoffnungslos mythologischen Vorstellung lösen, es habe irgendwann einmal eine kulturelle Einheit-Identität gegeben, die sich *dann*, wie durch einen Fluch (Babel) oder zumindest durch Komplikationen (aufgrund ihrer übermäßigen Ausbreitung) diversifiziert. (Hervorheb. im Original; Jullien 2017: 48)

Es geht hier wie dort um die Frage nach einer vermeintlichen Konstante, einem vermeintlich richtigen und angemessenen Zustand, dessen Veränderung nicht zur Diskussion gestellt werden darf. Denn genau diese Behauptung eines solchen Zustands macht das Einfamilienhaus und damit die Einfamilienhausgebiete zu einem aus der Diskussion genommenen Teil der gebauten Wirklichkeit. In den neuen Stadtteilen gerät dieser Wunsch, den suburbanen Lebensstil zu leben, so offensichtlich in Konflikt mit dem Glauben an die Richtigkeit von formalen Elementen der »europäischen Stadt« mit Blockrandbebauung und Raumhierarchien (Zupan 2017), dass man sich nur verwundert die Augen reiben kann, wie vehement dieser Konflikt nach wie vor geleugnet oder doch zumindest ignoriert wird – und von den Narrativen, wie sie eine Neue Altstadt vermittelt, nur weiter zugedeckt wird, da hierin der Glaube an die überzeitliche Wahrheit zementiert wird. Eine Idylle, ob als ubiquitäre Version der Natur-Kulturversöhnung im Eigenheim, ob als heile Altstadtwelt, spielt als eskapistischer Teil dessen, was vom Gestaltbaren ausgeschlossen wird, denen in die Hände, die für das verantwortlich sind, wogegen die Idylle in Stellung gebracht wird: der Alltag der Verkehrsräume und renditemaximierten Wohntristesse. Es ist, als wollte man behaupten, Konflikte im Arbeitsleben durch den Verweis auf das friedliche Nebeneinander in der Urlaubszeit am Strand behandeln zu können; ganz abgesehen davon, dass die Sonntagsreden über die Neue Altstadt ohne eine unter heutigen Bedingungen funktionsfähige Reststadt schlicht unmöglich wären. Heimat als dauerhaft belastbare Kategorie, zumindest als Angebot an die gesamte Gesellschaft, ist damit umso weniger zu haben, je heftiger behauptet wird, dass solche Idyllen Heimat seien – damit wird nur umso entschiedener der Ausschluss und die Blindheit gegenüber dem aktiviert, was gestaltbar ist beziehungsweise es werden muss.

»Das« Land gibt es nicht

Man könnte die Bedeutung der Frankfurter Neuen Altstadt als marginal abtun, wenn sich Vergleichbares nicht generell in anderen Kontexten abspielte, wenn es nicht die Illusion einer grundsätzlichen Konfiguration der Raumstruktur gäbe. Die dauerhaft rekordverdächtigen Auflagen von Zeitschriften wie *Landlust* haben wenig mit dem Leben auf dem Land zu tun, wie es ist. So wie die Menschen in den ländlichen Räumen schon lange urban sind, schon lange ein Großteil von ihnen in einer Stadt arbeitet, sie regelmäßig besucht, so holen sich auch die Städter ein bisschen Land in ihr urbanes Umfeld. Sie gärtnern, entweder im eigenen Garten oder kollektiv, sie kochen Marmelade, halten sich vielleicht sogar Hühner. Und natürlich, sie fahren am Wochenende aufs Land. Und das umso öfter, je beengter es in der Stadt zugeht. Zur Wirklichkeit gehören aber vor allem Pendlerverkehre, Glyphosatwüsten, Bienenpetitionen. Auch Speckgürtel sind kein Privileg der großen Städte, die kleinen haben sie ebenfalls: Gewerbegebiete mit großen Märkten, wo der Einkauf für die Woche getätigt wird, wo fürs Basteln am eigenen Haus eingekauft wird. Dieses Haus steht oft in einem Einfamilienhausgebiet, das nur we-



Die ländlichen Regionen taugen zu einem wesentlichen Teil nicht dazu, die Sehnsüchte eines urbanen Publikums zu erfüllen. Foto: Christian Holl

nig näher am Landlust-Traum ist als eine Mietwohnung in der Stadt. So kommt man wohl nicht weiter. Nicht, wenn man einen Gegensatz aufspannt zwischen Stadt und Land, zwischen dem einen und dem anderen Idealbild, das im einen wie im anderen Fall nur in winzigen Ausschnitten der Realität entspricht, und das auch nur deswegen, weil man es dem erträumten Idealbild nachbaut. Ob man eine Altstadt so schön wieder aufbaut, wie sie nie war, oder ob man sich auf Schnellstraßen vorbei an Gewerbegebieten und Logistikzentren ins Idyll quält, das von allen Anzeichen technischer Gebrauchszivilisation reingehalten wird, um touristisch vermarktbar zu sein – wo ist der Unterschied?

Ein differenzierter Blick auf die verschiedenen räumlichen Kontexte von Stadt- und Ortschaftsgrößen ist die erste Voraussetzung für einen anderen Umgang mit der sich hier stellenden Problematik, der vor allem darin bestehen müsste, die gesamträumlichen Verflechtungen in den Blick zu nehmen. Dass es grundsätzlich richtig ist, die weniger dicht besiedelten Räume zu fördern, entbindet nicht von der Aufgabe, sich genau dem zu widmen, was die Förderbedürftigkeit hervorruft – die Tatsache nämlich, dass die Orte »auf dem Land« so autonom nicht sind, wie sie gesehen werden und sich – und darin liegt zumindest teilweise ein Selbstverschulden – auch selbst sehen wollen. Geholfen wird ihnen nur, wenn sie als Teil eines weitreichenden Beziehungsgeflechts analysiert werden. Die sich andeutende Renaissance von Klein- und Mittelstädten birgt – wird hier nicht genau hingese-



Wird der Begriff von Heimat nicht so weiterentwickelt, dass er gesellschaftliche Komplexität abbildet und integriert, verbinden sich mit ihm Ausschluss und Rückzug aus der Realität. Foto: Christian Holl

hen – die Gefahr, die aktuelle gesellschaftliche Spaltung auf anderer Ebene voranzutreiben. Steigt die Nachfrage zumindest in den attraktiven Orten, sieht das auf den ersten Blick nach einer Rettung aus – doch aus dem ländlichen Raum das neue Wohlfühl-land der kulturell gebildeten Schicht zu machen, die das Land doch nur durch die idyllengetrübte Brille sieht, würde nur heißen, dass die, die sich von diesem Lebensstil ausgeschlossen fühlen, sich umso mehr bedrängt und abgestellt fühlen müssen (vgl. Reckwitz 2017: 350 ff.).

Worum es gehen müsste, wäre ein landesweiter Diskurs und Austausch über konkrete Projekte, die einerseits nach zeitgemäßen Formen des Zusammenlebens, nach Gemeinwohlorientierung und Integration suchen und sie konkret im Einzelnen verwirklichen. Andererseits gilt es, die spezifischen Kulturen zu respektieren und zu stärken – die Feste, die Bräuche, aber auch die Art zu produzieren, das Handwerk. Hier sind Schutzmechanismen möglicherweise bald genauso wichtig, wenn sie auch anders gestaltet werden müssen, wie in den unter Preis- und Verwertungsdruck stehenden Städten. Hierfür kann Architektur ihr Potenzial einbringen. Ohne eine gestaltende Politik wird sie aber wirkungslos bleiben und im schlimmsten Fall für das diskreditiert werden, was sie leistet – die Integration derer, die nicht schon immer dazu gehört haben oder deren gesellschaftliche Teilhabe gefährdet ist. Sie setzt voraus, was sie hervorzubringen helfen könnte: einen Hei-

matbegriff von integrativer Komplexität, der ohne Diffamierungen und Exklusionen auskommt, der Menschen weder wegen ihrer Herkunft, noch wegen ihres Geschlechts, ihrer sexuellen Neigung oder ihrer Religion ausschließt. Dass dies alles keine leichte Übung ist, versteht sich von selbst; würde man das behaupten, wäre es nur umso schwerer, wenn nicht gar unmöglich, die Herausforderung zu bewältigen. Wer nun einwendet, eine solche, eine andere Vorstellung von Heimat sei doch eine Sozialutopie, der hat gerade nicht verstanden, dass es das Fehlen der sozialutopischen Dimension ist, das verhindert, dass Heimat eine integrierende Vorstellung des Zusammenlebens noch vermitteln könnte.

Literatur

- Bloch, Ernst (1985): *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Müller, Lothar (2018): »Nähe ist ein ferner Ort«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 31. Januar 2018, <https://www.sueddeutsche.de/kultur/serie-was-ist-heimat-naehe-ist-ein-ferner-ort-1.3848183> (letzter Zugriff: 28.11.2019)
- de Maizière, Thomas (2017): *Leitkultur für Deutschland – Was ist das eigentlich?* Beitrag auf der Internetseite des Bundesinnenministeriums, 1. Mai 2017, <https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/interviews/DE/2017/05/namens-artikel-bild.html> (letzter Zugriff: 28.11.2019)
- Jullien, François (2017): *Es gibt keine kulturelle Identität*, Berlin: Suhrkamp
- Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten*, Berlin: Suhrkamp
- Zupan, Daniela (2019): »Auf tönernen Füßen«, in: *Marlowes – Magazin für Architektur und Stadt*, 5. April 2017, <https://www.marlowes.de/auf-toenernen-fuessen/> (letzter Zugriff: 29.11.2019)

